Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim. Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche,
Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 606. **Donnerstag** den 28. November 1901. **95. Jahrgang.**

Die Steigerung des europäischen Einflusses in China durch das Friedensabkommen.

Aus Peking, 1. October, wird uns eine sehr interessante Betrachtung über die Bedeutung der wesentlichen Abmachungen des Friedensprotokolls für die künftigen Beziehungen Chinas zu den europäischen Mächten und für das Eindringen abendländischer Cultur zugesandt. Der Bericht lautet:

Die Umgestaltung des Tsungli Yamen in ein Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ist eine Aenderung der seit undenklichen Zeiten unverändert bestehenden Constitution des chinesischen Reiches, welche nur sechs Ministerien kannte. Von letzteren galt von jeher das der inneren Verwaltung als das vornehmste. Die Abfertigung der Abgesandten fremder Länder fiel den General-Gouverneuren der Grenzprovinzen zu, die nach Peking kommenden Gesandtschaften, welche stets als die Ueberbringer von Tribut betrachtet wurden, mußten sich an die Aufsichtsbehörde über die unterworfenen Völkerschaften wenden. Der Abschluß der Verträge mit dem Ausland führte dann im Jahre 1861 zur Errichtung des jetzt aufgelösten Tsungli Yamen, dessen Hauptzweck der war, den Beziehungen zu den fremden Mächten jeden Schein einer Bedeutung zu nehmen und das einmal unvermeidliche Uebel durch Verschleppung und passiven Widerstand möglichst niederzuhalten. Durch die jetzt erfolgte Voranstellung des Wai-wou-pu vor das Ministerium der inneren Verwaltung wird anerkannt, daß die auswärtigen Angelegenheiten alle anderen an Wichtigkeit übertreffen.

Am meisten ist in den Augen der Chinesen das Prestige der Mächte und ihrer in Peking residirenden Vertreter durch die Neuregelung des Hof-Ceremoniells bei den Audienzen gehoben worden. Bis jetzt hatte der chinesische Hof sich noch immer erfolgreich dagegen gesträubt, bei den Empfängen der fremden Gesandten deren Anerkennung als Vertreter von dem Sohne des Himmels im Range gleichstehenden Staatsoberhäuptern zum Ausdruck zu bringen. Die für die großen Staatsceremonien dienenden Gebäude blieben ihnen verschlossen, und auch sonst ließ die Form des Empfanges viel zu wünschen übrig. Von jetzt ab wird der Kaiser von China die Gesandten in einer Halle empfangen, die in der Mitte der verbotenen Stadt liegt, und es sind den Vertretern der Mächte in Bezug auf die Annäherung zur Audienz größere Vorrechte eingeräumt worden, als den Prinzen des kaiserlichen Hauses. Damit ist den chinesischen Prätensionen der letzte Stützpunct entzogen worden.

Durch die Einstellung der Examina werden die eigentlichen Anstifter und Schürer der fremdenfeindlichen Bewegungen, die Literaten, an ihrer verwundbarsten Stelle getroffen, sie werden für fünf Jahre von der Erwerbung literarischer Ehren ausgeschlossen. Die Literaten werden sich die Einstellung der Prüfungen zur Warnung dienen lassen und zur Einsicht gelangen, daß das Ausland die Macht hat, auch die in dem entferntesten Winkel des Reiches versteckten fremdenfeindlichen Hetzer zu erreichen.

Diesen diese Maßnahmen der Steigerung des europäischen Ansehens, so wird durch die neue Prüfungsordnung das Eindringen abendländischer Cultur und Bildung gefördert. Während früher die genaue Kenntniß der chinesischen Classiker das Alpha und Omega der Examina bildete, sollen künftig bei den in den Provinzialhauptstädten stattfindenden Prüfungen zur Erlangung des zweiten Gelehrtengrades und bei den hauptstädtischen Examina 5 Aufgaben über die Verwaltung und Realwissenschaft sämmtlicher Länder gestellt werden. Die den am Alten hängenden Literaten so überaus theuere Form des achttheiligen Essays über die Classiker mit den dazu gehörigen „leeren und gestohlenen Redensarten" soll verschwinden.

Wenn es wirklich gelingt, die Kenntniß der Realwissenschaften und die Bekanntschaft mit dem Auslande in das Unterrichtswesen der Chinesen einzuführen, so muß dies im Laufe der Zeit in hohem Grade zur Volksaufklärung beitragen und die chinesische Bildung aus der sie jetzt umfangenden Erstarrung erlösen.

Der Krieg in Südafrika.

Intimes aus dem Boerenlager.

(Von einem Mitkämpfer der Boeren.)

Seit Beginn des Guerillakrieges sind die Boeren erst in ihrem eigentlichen Element. Große Heeresmassen zu leiten und mit ihnen gegen moderne Armeen mit Erfolg zu operiren, waren die Boerengenerale auf die Dauer nicht im Stande, und wenn sie in der ersten Zeit die großen Erfolge erzielen konnten, so ist dies mehr der Untüchtigkeit der englischen Führer und deren Unterschätzung der Boeren zuzuschreiben. Ungweifelhaft hatten auch ausländische Officiere, die in der ersten Zeit eine gewichtige Stimme im Kriegsrathe hatten, Theil an diesen Erfolgen, da die Boeren mit dem in solchem Maßstabe noch nie dagewesenen Aufgebote großer Heeresmassen ein Gebiet betreten hatten, auf dem sich ihre Truppenführer naturgemäß unsicher fühlen mußten.

Wie im Laufe der Weltgeschichte schwere Zeiten oft erst die Männer schaffen, die im Stande waren, diese abzuwenden, so sind auch viele Boerenführer erst während des Krieges und durch den Krieg zu wirklichen Generälen geworden. Aber mit solchen Truppen, wie die Boeren waren, hätte selbst ein Moltke nichts ausrichten können. Es waren eben keine Truppen in europäischem Sinne, sondern vorzüglich bewaffnete Haufen, die mit ihren Waffen sehr gut umzugehen wußten, deren Zusammenhang im Uebrigen aber ein sehr lockerer war, und in denen vor allen Dingen nicht der Wille des Commandanten der einzig maßgebende war, sondern womöglich jeder Einzelne seinen Willen für sich hatte und ihn Geltung zu verschaffen suchte.

Im Kriegsrathe, der vor jeder größeren Action von Generälen und Commandanten abgehalten wurde, war auch nicht immer Alles Friede und Einigkeit, und wenn die Meinungen getheilt waren und das Votum der Majorität zum Beschluß erhoben war, dann hätte sich die Minorität ja nach dem Gesetze ohne Weiteres fügen müssen, aber oft genug kam es vor, daß dann so ein Commandant, der sich dies kraft seiner Geburt und des Ansehens seiner Familie leisten konnte, sich mit seinen Leuten, wie ein grollender Achill, abseits hielt und eine Weile nicht mitspielte. Joubert, der an sich ein sehr tüchtiger General war, und der in Gemeinschaft mit seiner Frau in der ersten Zeit des Krieges bei den Boeren unbedingten Gehorsam fand, konnte, als vor Ladysmith über seine zweideutige Stellung zu den Engländern Einzelheiten durchsickerten, schließlich gegen diese Unsitte auch nichts mehr ausrichten, und sein Nachfolger, Ludwig Botha, konnte dies als neugebackener Commandantgeneral ebensowenig.

Bei dem Mangel an richtig organisirtem Meldewesen fehlte den Generälen in vielen Fällen bei großen Actionen auch der Ueberblick über die Gefechtslage; die Heliographen und Scheinwerfer thaten ja ihre Schuldigkeit, aber in dem coupirten Terrain reichten diese lange nicht aus, und gute Meldereiter waren wenige vorhanden. So konnte es kommen, daß z. B. bei Dundee, wo die Boeren die Sieger waren, Joubert, der nach seinen persönlichen Beobachtungen an eine Niederlage glauben mußte, allgemeinen Rückzug befahl, während an dem Tage eine nachdrückliche Verfolgung der Engländer zur Gefangennahme der ganzen Armee hätte führen müssen. Man könnte mehrere solcher Beispiele anführen, die zuweilen für die Boeren geradezu verderblich werden mußten, wenn die englischen Generäle nicht immer so manche von den Boeren begangene Dummheit durch eine eigene wieder wett gemacht hätten.

Ein wichtiges Moment kam im Anfang des Krieges den Boeren noch zu Gute und machte sie den Engländern zu so furchtbaren Gegnern. Das war die Kriegslust, die jeden Einzelnen beseelte. Der Druck, der seit dem Jameson-Einfall auf allen Gemüthern gelastet hatte, war gehoben, der seitdem in der Luft liegende Krieg, der Handel und Wandel im Lande gelähmt hatte, war endlich ausgebrochen, und die Kriegserklärung hatte wie ein reinigendes Gewitter die schier unerträgliche Schwüle beseitigt. Ein Sturm der Begeisterung brauste durch das Land, und ein ganzes Volk eilte zu den Waffen, um seinen alten Haß an England, dem alten Erbfeinde, zu kühlen, ihm ein neues Majuba zu bereiten. Im Feuer dieser Begeisterung konnten Schlachten geschlagen werden, wie Elandslaagte, Dundee, Glencoe, Colenso, Laingsnek, Modderriver, Spionskopp u. s. w., und durch die ersten Erfolge wurde der fröhliche Kampfesmuth noch gesteigert. Als dann aber England, wie 1881 nach der Niederlage am Majubaberge, nicht gleich nachgab, die langwierigen Belagerungen von Ladysmith, Mafeking und Kimberley nöthig wurden, an deren Wällen sich die Wogen der Begeisterung brachen und allmählich abflauten, und England inzwischen Truppen auf Truppen ins Land warf, da trat die Reaction ein, die Boeren wurden kriegsmüde. Zweifel am guten Ausgange des Krieges bedrückten die Gemüther, die Sonderinteressen kamen wieder zur Geltung und vor allen Dingen das Verlangen nach Weib und Kind, nach Vater und Mutter, machten sich bei den an ein glückliches Familienleben Gewöhnten mit solcher Macht geltend, daß Joubert, der damals noch Höchstcommandirender war, Roth hatte, zu verhindern, daß ihm nicht alle seine Boeren davonliefen. Er konnte dies nur durch das Versprechen, daß ein Jeder Urlaub haben solle, jedoch sollte immer nur ein Viertel der Leute beurlaubt werden, und wenn dieses zurückgekehrt, ein zweites Viertel darankommen. Bei dem Mangel an Controle und der dort herrschenden Bettelwirthschaft aber waren öfters mehr als die Hälfte auf Urlaub, und Viele verzogen in den Schooß ihrer Familie zurückgekehrt, das Wiederkommen ganz und gar. Die an der Front Zurückgebliebenen wollten aber trotzdem ihren Urlaub haben, und so wurde der Zusammenhang der Boerenarmee immer lockerer.

Nach der Einnahme von Pretoria hing das Schicksal des ganzen Volkes an dem Entschlusse eines einzigen Mannes, des Commandanten Ludwig Botha. Lord Roberts hat es nicht an Berührungen fehlen lassen, den glühenden Patrioten zur Capitulation mit seiner Armee zu veranlassen, wobei er sogar das schimpfliche Mittel der Bestechung nicht verschmähte; die Ueberredungskunst der englischen Dandiemen war bei Botha aber so wirkungslos, wie die der Kanonen, und es blieb beim Kriege. Wäre Botha ein schlechter Kerl gewesen, wie mancher Andere, dann wäre der Krieg schon damals beendet gewesen. Damals standen noch alle Ortschaften und Farmen unberührt da, und Weiber und Kinder harrten der endlichen Heimkehr ihrer Gatten und Väter. Heute aber, wo die Engländer in unerhörter Grausamkeit ganze Ortschaften dem Boden gleich gemacht, Farmen verbrannt und Greise, Weiber und Kinder aus dem ganzen Lande wie Viehheerden in Lager zusammengetrieben haben, wo Krankheit und Tod furchtbare Ernte unter ihnen halten, ist es anders. Jetzt kämpft das Volk nur noch mit dem Muthe der Verzweiflung, beseelt von dem Hasse gegen Diejenigen die ihm Alles geraubt. Der Friede hat jetzt wenig Verlockendes mehr, im Gegentheil, er stellt die Leute vor eine neue Nothlage, denn ohne Haus und Vieh können ihnen ihre öden Landflächen nichts nützen, da verdungern sie mit Weib und Kind. Jetzt heißt es: Entweder Unabhängigkeit und voller Ersatz alles Schadens durch England, oder Tod durch die Kugel. Von langer Dauer wäre ein künstlicher Friede doch nicht gewesen, denn die Gegensätze zwischen Boeren und Engländern sind so scharf, und vielleicht ist es gut, daß die Sache sofort bis zum letzten Ende ausgetragen wird.

Deutsches Reich.

* **Leipzig**, 27. November. Gestern ist aus dem Kreise der hiesigen Universität an Theodor Mommsen folgende Zuschrift abgesandt worden:

Hochgeehrter Herr Professor!

Dem warmen Danke, den schon die Münchener Collegen dem energischen Eintreten unseres Altmeisters für die Reinheit und Wahrhaftigkeit wissenschaftlicher Forschung und ganz besonders für die Freihaltung des akademischen Lehramtes von aller gebundenen Marschroute gewidmet haben, schließen wir uns von ganzem Herzen an.

Die Freiheit wissenschaftlicher Bewegung duldet keine Beschränkung durch das Gebot der Rücksichtnahme auf irgend welche Tendenzen confessioneller oder nicht confessioneller Art.

In dem Kampfe für die Erhaltung des Lebenselementes der deutschen Wissenschaft und der deutschen Hochschule — dieser Quelle ihrer Kraft und ihrer Erfolge — seien Sie auch unserer Genossenschaft versichert!

Leipzig, im November 1901.

Die unterzeichneten Professoren der Universität Leipzig.
Beckmann. Binding. Birch-Hirschfeld. Böhm. Brugmann. Bruns. Chun. Curtschmann. Degenkolb. A. Fischer. Flechsig. Fricke. Fricker. Friedberg. Gregorv. Hering. His. E. Hölder. O. Hölder. A. Hoffmann. Fr. Hofmann. Köster. Lesskien. Lipsius. Marchand. A. Mayer. Mitteis. Neumann. v. Oettingen. Ostwald. Pfeffer. Riehl. Sattler. Schmarsow. A. Schmidt. Seeliger. Sievers. Sohm. Strohal. Studniczka. Trendelenburg. Volkelt. Wach. Wiener. Wislicenus. Wülker. Wundt. Zirkel. Zweifel.

+ **Berlin**, 27. November. (Verfassungsfrage und liberale Parteien in Mecklenburg.) Die „Deutsche Tageszeg." triumphirt, weil der mecklenburgische Landtag eine Petition auf Herstellung verfassungsmäßiger Zustände kurzerhand einstimmig zurückgewiesen hat. Daraus schließt das agrarische Blatt, daß der gemäßigte Liberalismus in Mecklenburg sich auch in dieser Frage von dem Freisinne trenne, weil er die Ueberzeugung gewonnen habe, daß es wichtigere Gefahren zu bekämpfen gelte. Diese Lossage der gemäßigt liberalen Kreise vom Freisinn werde bei den nächsten Reichstagswahlen zweifellos seine Früchte tragen. Wir glauben, daß die „Deutsche Tageszeg." eine volle Enttäuschung erleben dürfte. Wenn auch die liberalen Mit-

Feuilleton.

Gesundheit und Krankheit.

Gesundheit und Krankheit sind zwei Begriffe, die sich gegenseitig ausschließen und die sich nicht vereinigen lassen. Wohl sind beide Begriffe relativ. Das was der eine noch für Gesundheit ansieht, ist bei dem andern schon Krankheit, ihre Unterscheidungslinie ist vielfach verwischt und beide fließen ineinander, immerhin kommen solche Fälle recht vereinzelt vor und man wird eine strikte Antwort auf die Frage, was ist Gesundheit, die bei allen Individuen zu jeder Zeit genügt, nicht finden können. Dazu sind wir zu verschieden veranlagt und unsere Anschauungen über das Wesen der Krankheit sind zu vielen Wandlungen unterworfen gewesen. Indessen viele Menschen haben schon oft und lange über das Wesen der Gesundheit und der Krankheit nachgedacht und erst jetzt wieder hat ein Däne, Troels-Lund, ein interessantes Buch*) geschrieben, das sich damit befaßt. Wenn man das Buch zur Hand nimmt, nimmt man zugleich die Hand eines Freundes, der selbst geplagt von Zweifeln über die Frage, uns in die Meinungen und Anschauungen der alten Welt und des Mittelalters einführt und uns selbst denken läßt. Vielleicht könnte man wünschen, daß seine Belesenheit größer wäre, denn zumeist vertieft er sich in nordische Geschichten, allein er wollte ja auch nicht eine Geschichte der Krankheiten schreiben, er wollte nur zeigen, wie man sich Gesundheit und Krankheit vorgestellt hat.

Wenn man an den trüben Tagen des November das Buch durchblättert, wird es einem auch recht trübe ums Herz. Wir setzen voraus, daß wir jetzt in der Wissenschaft den Gipfel der Erkenntniß erklommen haben oder mit unsern Methoden auf dem Wege dazu sind. Denn was alles im Laufe der Zeiten als Krankheiten angesehen wurde und noch mehr, was da alles gegen sie als Heilmittel gebraucht wurde, das muß den denkenden Menschen mit Wehmuth erfüllen. Und doch läßt sich nur schwer aus der menschlichen Seele gerade der Aberglaube in Bezug auf Heilmittel reißen, ja es fragt sich, ob durchweg alles, was die Schulmedicin als verwerflich hinstellt, verwerflich ist; die Wandlungen in den Anschauungen der Schulmedicin sind zu häufig gewesen. Indessen jeder Glaube hat seine natürlichen Grenzen und wenn einer auf Wasser, der andere auf Dampf, der dritte auf Thee und der vierte auf Lichtcuren schwört, so sind das Ansichten von der Wirkung des Heilmittels, die in ihren Erfolgen begründet und in sich selbst erklärlich sind. Aber Krähenfüße und Eisteraugen, um Mitternacht am Kreuzweg gepflückte Cichorie, der Geruch des Wiedehopfes, kurz, die ganze Wolfsschlucht aus dem „Freischütz", sollten doch nicht mehr in unserem so aufgeklärten Jahrhundert eine Rolle spielen und dennoch versichern ernstliche ärztliche Blätter, daß in den Centren der Weisheit, in London, Berlin und Paris, in der guten Gesellschaft — was wird darunter verstanden! — diese Mittel neben dem Gebet eine Rolle spielen. Weggebetet werden die Krankheiten nicht von dem Kranken selbst, der durch das Gebet seine Psyche aufrichtet, sondern von angestellten Betweibern, die die Stunde für zwei oder drei Mark heilkräftige Gebete murmeln. So traurig ist es um die gute Gesellschaft bestellt, daß sie sich nicht einmal auf ihr eigenes Zwiegespräch mit Gott verläßt, sondern andern das für sich überläßt. Da war der allgemeine Glaube des Mittelalters immer noch vernünftiger. Nach ihm kam die Krankheit von Gott, sie war eine Prüfung oder eine Strafe, ein Gedankengang, der sich heute noch bei vielen Menschen findet. Es wurde auch eine Ursache für die Strafe gefunden. Im sechzehnten Jahrhundert waren die Krankheiten, insbesondere Volkskrankheiten, Epidemien, die Strafe für die Mode, wie man auch 1866 noch vielfach hören konnte, daß die Cholera die Strafe für die Crinolinen war. Ordnungsgemäß konnte die Krankheit nur dadurch abgewendet oder gebeilt werden, daß man die neuen Moden ablegte. Aber das that man ja nicht. Da war nur ein Ausweg übrig: die Krankheit wegzubeten. Dieses Mittel wurde mit größtem Nachdruck sowohl im 16. als im 17. Jahrhundert angewandt. Schon Christian III. begann, erzählt Troels-Lund, hiermit, und allmählich wurde die Abhaltung von drei auf einander folgenden Bettagen, mit Vorliebe zu Anfang Februar, zu einer so häufig wiederkehrenden Maßregel, daß man sie nahezu als einen feststehenden Brauch bezeichnen kann. Die hiermit verbundene Absicht wurde natürlich etwas verschieden angegeben: „auf daß der allmächtige Gott gnädig seinen Zorn und seine Strafe abwenden möge"; „da der allmächtige Gott uns und unsere Lande gnädiglich mit seiner Zuchtruthe und Strafe heimgesucht hat, einige Jahre lang mit Theuerung und im gegenwärtigen Jahre mit Pestilenz und anderen heftigen gefährlichen Seuchen, so haben wir der Noth gehorchend überlegt . . ." „Da der allmächtige Gott uns und unsere Reiche heimgesucht hat, indem er den großmächtigsten König Friedrich II. in seines ewigen Reiches Herrlichkeit abberufen hat, und da er uns durch dieses unerhörte und ungewöhnliche Unwetter, wie es von da an bis auf diesen Tag angedauert hat, daran erinnert, daß Krankheit, Hunger und Theuerung, wie sie solchem Unwetter zu folgen pflegen, und was noch schlimmer ist, zu erwarten wäre, wenn nicht seine göttliche gerechte Strafe durch ernsthaftes christliches Beten vorbeugt und gewandt wird, so haben wir u. s. w."

Ursprünglich hatte man damit angefangen, einen einzigen Bettag in der Woche abzuhalten, am liebsten Mittwoch oder Freitag, wenigstens in den Handelsorten. Aber dieser Brauch verschwand vor dem kräftigeren Mittel, alle Gebete im ganzen Lande auf drei auf einander folgenden Tagen zu sammeln und so durch ein gesammeltes Auftreten des ganzen Volkes die Aufmerksamkeit Gottes und, wenn möglich, die Erhörung des Gebetes auf sich zu ziehen. Aber hierzu gehörte selbstverständlich, daß Alle dabei sein mußten. Es wurde darum Allem und Jedem, adlig und unadlig, auferlegt, an den Bettagen in der Kirche sich zu versammeln, „wird einer hierin säumig befunden, so wollen wir ihn strafen lassen, wie es erforderlich." Aber ebensowenig ging es an, daß diese drei Tage zu großen Volksfesten wurden, an welchen man ja gerade durch die neumodischen Trachten Gottes Zorn auf sich zog. Es wurde darum befohlen, daß man sich versammeln sollte geziemend gekleidet „ohne Pracht." Daß das Sündenbekenntniß, welches an diesen Bettagen abgelegt wurde, in strengen Zeiten, im dreißigjährigen Kriege, besonders streng ausfiel, war ganz natürlich.

Mit diesen Bettagen waren die Heilmittel der theologischen Erklärung in Wirklichkeit erschöpft. Wenn die Krankheit in jedem einzelnen Falle eine Aeußerung von Gottes directem Eingreifen war, so gab es ja überhaupt kein anderes Mittel als Gebet, kräftiges Massengebet, um ihre Widerrufung herbeizuführen. Daß dies aber auch ein wirksames Mittel war, dafür hatte man viele Beweise. Einer der augenfälligsten war der Fall, welcher Christian III. selbst begegnet war: „Er lag tödtlich krank in Lund, aber Gott verlängerte, wie bekannt, sein Leben um viele Jahre um seiner und seiner Unterthanen Gebete willen." Oder der Vogt auf Bergenhus, der krank war, „wie ein unvernünftiges Thier lebte, verzweifeln wollte und einen ganzen Winter auf dem Schlosse in Bergen saß und von Gott nichts hören und wissen wollte; bis er endlich vermittels des allgemeinen Kirchengebets für ihn in allen Kirchen sich wieder erholte."

Jede andere Behandlungsweise einer Krankheit war dagegen, selbst wenn sie sich noch so nahe an kirchliche Formen hielt, streng genommen Zweifel und Sünde. Es mußte darum gebilligt werden, daß man z. B. gegen den auf Fünen verbreiteten Gebrauch, Augenschwäche und Ohrensausen durch geweihten Abendmahlswein zu heilen, einschritt.

Aber selbstverständlich nahmen doch Viele zur Anwendung von vermeintlichen Heilmitteln ihre Zuflucht, d. h. von Mitteln, welche durch ihre eigene Kraft, unabhängig von Gebet, sollten wirken können. Einen naiven Ausdruck hat die Zwiespältigkeit des zu Grunde liegenden Gedankenganges in einer Leichenrede auf Christian III. gefunden; gehalten wurde sie von dem königlichen Leibarzte Jakob Bording, der nach der damaligen Sitte zugleich Theologe war. Er sagt: „Aber obschon König Hiskias nicht an Gottes Rathschluß zweifelte, daß er länger leben sollte, so verwarf er doch nicht den Rath der Aerzte, sondern ließ ein Feigenpflaster bereiten, um das Geschwür, von dem er geplagt war, abschwellen zu machen."

In diesen Worten stoßen unbewußt, aber doch deutlich, zwei verschiedene Naturauffassungen aufeinander, die des Theologen und die des Arztes. Welche die stärkere war, geht aus den unmittelbar folgenden Worten hervor: „Auch das trug zu der großen Glückseligkeit und besonderen Berühmtheit des Königs Hiskias bei, daß um seinetwillen die Sonne in ihrem Gange zurückgehalten wurde u. s. w."

Wir haben hier einen Hauptgrund für die Stärke der theologischen Krankheitserklärung: es fehlte am Gegengewicht einer Auffassung von der Natur als einem gesetzmäßigen Ganzen. Im Keime war eine solche wohl vorhanden im Glauben an die Machtper Sterne; aber bei den Allermeisten machte sich dieser Glaube nur blitzartig geltend, um schnell wieder von dem altmedischen kirchlichen abgelöst zu werden, nach welchem die Natur an sich ein Nichts war, nur durch Gottes wiederholtes schöpferisches Werde beständig erhalten. Die Gegenwart, welche gewohnt ist, in der Natur etwas Zusammenhängendes, durch Ursache und Wirkung aneinandergekettetes zu sehen, hat es schwer, sich bei erwachsenen, gebildeten Menschen einen Gedankengang vorzustellen, nach welchem Alles, was rings um einen herum vorgeht, nur eine Summe von losen, zu Lehrzwecken vorgezeigten Bildern sein soll. Und doch dachten es sich damals die Meisten so.

Das Capitel von den wirklichen Geheimmitteln ist viel größer als das vom Beten. (Schluß folgt.)

*) Gesundheit und Krankheit in der Anschauung alter Zeiten. Von Troels-Lund. Uebersetzt von Leo Bloch. Leipzig bei B. G. Teubner. Mit dem Bilde des Verfassers. Elegant ausgestattet.

SLUB
Wir führen Wissen.